

### Wehr Substanz bei der Obstkultur durch Anführung von Mutterbäumen.

In den Obstplantagen findet man nicht selten, daß Bäume gleicher Sorte in Bezug auf Fruchtbarkeit und Gesundheitszustand sich ganz verschieden zeigen, selbst dann, wenn alle Bedingungen für ein gutes Gedeihen vorhanden sind. Bei scharfer Beobachtung wird man sogar feststellen können, daß mehr Bäume schlechte Eigenschaften haben, als gute. Diese Tatsachen machen den Obstbau in vielen Fällen unwirtschaftlich. Für die Misserfolge suchen die Baumbesitzer oft alle möglichen Gründe, und selbst wenn sie bei den Kultur- und Pflegearbeiten alles richtig gemacht haben, tritt doch vielfach der gewünschte Erfolg nicht ein. Trotz des großen Baumbestandes, den wir in den deutschen Obstbaugebieten haben, werden noch nicht die Mengen Obst in guter Qualität geerntet, die benötigt werden, das deutsche Volk annähernd mit Obst zu versorgen. Viele hundert Millionen Mark gehen alljährlich für Obsteinfuhr aus dem Lande hinaus. Diesen Zustand, zum größten Teil abzuändern, sind wir in der Lage, gegenwärtig bemühen sich auch das Reich und die Länder, der Obsteinfuhr Einhalt zu bieten und versuchen, die Obstkultur wirtschaftlich zu gestalten.

Die Ursache schlechter Fruchtbarkeit und krankhafter Obstdäume liegt, wenn es der Baumbesitzer sonst an nichts fehlen läßt, immer an schlechter Substanz. Betrachten wir uns die seitliche Vermehrung der Obstsorten durch Umpflanzung älterer Bäume, oder durch Anzucht junger Bäume in den Baumschulen, so müssen wir zugeben, daß eine Auswahl des Besten so gut wie nicht vorgenommen wird; man legt nur Wert darauf, daß man die gewünschten Sorten dem Namen nach erhält. Eine solche Sortenvermehrung bringt den Obstbau aber nicht zur Vollkommenheit. Wir müssen bedenken, daß alle Edelreiser, mit denen man eine Sorte vermehrt, nur die Verlängerungen des 1. Urkammes der Sorte sind. Diese Verlängerungen ein und desselben organischen Lebens haben, auch wenn diese an verschiedenen Orten wachsen, wie alle irdischen Dinge, ihre Grenzen. Sie empfinden die Folgen des Alters, weil sie oft mehr als hundert Jahre durch Veredelung fortpflanzt worden sind. Sie werden schwach, kränklich, unfruchtbar und werden vorzeitig ab. Deshalb ist es notwendig, innerhalb einer Sorte eine Individualauslese vorzunehmen und nur von diesen besten Sortenbäumen Edelreiser für die Sortenvermehrung zu entnehmen. Eine solche Baumanalyselose können wir ebenso wie in der Tierzucht Anführung nennen und sie wird auch bei der Durchführung dieser Maßnahme, die in allen deutschen Obstbaubezirken vorgenommen werden soll, so genannt werden. Die Durchführung der Anführung bringt für die Baumbesitzer keine Unannehmlichkeiten, sondern es sind für den, der ein oder mehrere Bäume besitzt, die als angeführte Bäume bezeichnet werden können, Vorteile verbunden, weil durch Entnahme von Edelreislern ihnen eine kleine Einnahme entsteht.

Die Anführung wird so erfolgen, daß der Name, Standort, Baumbestand und Fruchttrag des betreffenden Sortenbaumes auf einer Urkammerkarte festgelegt und in den folgenden Jahren weiterbeobachtet wird. Werden von Mutterbäumen, die schlechte Eigenschaften irgendwelcher Art nicht haben, die Edelreiser entnommen, so werden auch die daraus neugebildeten Bäume nur gute Eigenschaften aufweisen.

Außer der Anführung von Mutterbäumen kann man noch einen Schritt weitergehen und nach der Umpflanzung eines Baumes mit Reiser von einem Mutterbaum weiter beobachten, wie sich die Sorte auf der Stammunterlage verhält. Darüber gibt es Erfahrungen, mit Ausnahme ganz einzelner Feststellungen, überhaupt noch nicht. Das Verhalten des durch die Umpflanzung neugebildeten Sortenbaumes aufzuzeichnen, ist ebenso wichtig, wie das Anführen der Mutterbäume selbst, denn oft entwickeln sich die Früchte in Farbe und Größe ganz anders, als auf dem Mutterbaum, oder die Unterlagsorte nimmt die aufveredelte Sorte nicht an, oder wird krank usw. Die gesammelten Erfahrungen werden für den Obstbau außerordentlich nützlich sein. Erst dann wird man zielbewußt ohne große Fehlschläge im Obstbau arbeiten können, wenn solche Fragen eine Klärung gefunden haben. Ehe eine große Reihe von Resultaten vorliegen wird, werden gewiß Jahre vergehen, aber dennoch muß eine solche wichtige Sache, die den deut-

lichen Obstbau von Grund auf zum Besseren gestalten kann, in Angriff genommen werden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse zwingen uns, die vielen vorhandenen schlechten Obstsortenbäume mit besseren auszuwählen und umzuveredeln. Damit diese Arbeit möglichst schnell durchgeführt werden kann, hat das Reich und die Länder dafür Mittel in Aussicht gestellt. Für die Durchführung in einem Bezirke werden dazu eine sehr große Menge von Edelreislern, die nur von angeführten Bäumen

entnommen werden sollen, benötigt, u. zwar nur von den Sorten des engsten Sortimentes. Dazu gehören von Kesseln die Sorten: Gelber Gelapfel, Jacob Vebel, Goldrenette von Hienheim, Schöner von Hooftop, Ontarioapfel und Baumanns Renette, ferner ein großfrüchtiger roter Weihnachtsapfel, wie solche zuweilen als Lokalsorten vorkommen und für den Großenhainer Bezirk noch die Raibierpermane.

Von Birnen sind es die Sorten: Clapps Piesling, Williams Christbirne, Gute Louise, Roesch Flaschenbirne, Köstliche von Charneu, Alexander Tafelbirne und Präsident Drouard.

Baumbesitzer, die über gesunde, reichtragende Bäume dieser Sorten verfügen, können dies schon an die Abzweigung Obstbau der Amtshauptmannschaft melden, damit die Geeignetheit als Mutterbaum festgestellt werden kann. Unkosten entstehen den Baumbesitzern nicht. Für alle weiteren Fragen setze ich jederzeit zur Verfügung.

A. Glauß, Obstbaubeamter Großenhain.

## Keine Großstadtzeitung

ist in der Lage, der Provinz

### das Heimatblatt

zu ersetzen.

Die Geltung der engeren Heimat ist mit der Landschaft, ihren Gezeiten, deren Tun und Treiben, deren Sitten und Gebräuchen aufs engste verbunden. All das fehlt der Großstadtzeitung, und sie kann darum niemals Ersatz für das Heimatblatt bieten.

Eine Tageszeitung muß über alle Vorkommnisse in der Welt berichten, sie muß aber auch mit

### der Liebe zur Heimat

geschrieben sein. Und das kann das

### „Nieferer Tageblatt“

von sich behaupten, weshalb es sich in allen Kreisen der Bevölkerung in Stadt und Bezirk eines gesicherten Ansehens erfreut.

In der Reihe der sächsischen Tageszeitungen steht das

### „Nieferer Tageblatt“

in Bezug auf Berichterstattung mit an erster Stelle und hat außerdem gegenüber den Großstadtzeitungen, die in unserer Stadt verbreitet werden, den Vorzug, daß es bereits am Abend des jeweiligen Ausgabestages in den Besitz der verehrten Bezahler gelangt. Eine Großstadtzeitung, die hierorts zu der gleichen Zeit herausgegeben werden soll, muß bereits einige Stunden früher Redaktionschluss ansetzen. Das „Nieferer Tageblatt“ veröffentlicht hingegen noch Meldungen, die uns bis nachmittags 7,5 Uhr durch Rundfunk ausgesprochen werden. Dies bedeutet für das „Nieferer Tageblatt“ einen wesentlichen Vorteil.

Wir danken unseren sehr geschätzten Lesern für Ihre bisherige Unterstützung und bitten diese, uns auch fernwärtig die Treue bewahren zu wollen.

### Geschäftsstelle

Verlag und Schriftleitung des „Nieferer Tageblattes“.

Fernruf 20. Geschäftsstelle: Goethestr. 52.

## Natoba.

Von Willy Reese.

Ungeheuer und in düsterer Breite dehnte sich der afrikanische Urwald vor uns aus. Bevor wir in die Tiefen eindringen, entschlossen wir uns, in einem unsern gesonnenen Lagerort Halt zu machen. In der Dämmerung fanden sich einige orangefarbene Vögel, die von schwarzen Fanatikern, die als einzigen Gott die Sonne anbeteten, bewohnt waren.

Sie alle hatten ihre primitive Wohnung verlassen und gruppierten sich um einen hantelgroßen, phantastischen Mann: den Zauberer und Mediziner des Stammes. Mit erhobener Hand zeigte der Alte auf die große runde Sonnenscheibe, die leuchtete am Horizonte verschwand.

Auf dem Boden lag ein Knabe von etwa zehn bis zwölf Jahren. Seine Hände waren mit vielen Bastfäden um den Rücken gewickelt. Der Junge bedeckte am ganzen Körper.

Als er die fremden Reisenden nun bemerkte, schien er ein wenig Mut zu fassen und warf uns einen lebenden Blick zu.

Ich dachte: ein Menschenopfer! Griff zu meinem Revolver im Gürtel.

Der Mediziner nahm furchtelte wie wild mit seinen bärren Armen in der Luft herum und murmelte Worte vor sich hin. Die überrote Farbe der Sonne verriet ihm, daß der Sonnenopfer erfüllt sein mußte. Um seinen Grimm zu beschwichtigen, wollte er ihm ein Opfer, ein Menschenopfer, bringen.

Beim Anblick dieses graufigen Schauspielers erschauerte ich bis ins innerste Mark. In denselben Augenblicke, als der Zauberer sein ungeheures Messer dem Halte des Knaben näherte, erhob ich den Revolver und schoß ab. Ein scharfer Knall und der Alte stürzte mit lautem Schrei zu Boden.

Mit einem wilden Entsetzensschrei flohen die übrigen Reiser in ihre Hütten, um ihre Waffen zu holen. Ich nahm den Jungen rasch vom Boden auf und zog mich eilends zu meinen Begleitern zurück. Der Urwald mit seinen dichten Schlinggewächsen und dornigen Buschholz gewährte uns bald einen sicheren Schutz vor den Verfolgern.

„Vorwärts!“ rief ich den Weinen zu, und wiewohl die Nacht sich schon anandigte, brachen wir eilig das Lager ab und waren bald im unendlichen Urwald verschwunden.

Der junge Reiser hatte noch kein Wort hergebracht. Immer noch ruhte er zitternd auf meinen Armen, als ob er auch jetzt noch für sein Leben fürchtete.

„Ich will dir nichts Böses tun, Junge“ sagte ich halb englisch, halb suahelisch, in der Hoffnung, verstanden zu werden.

„Ich fürchte — große Angst . . . vor Zauberer!“ antwortete er zuckend.

„Der Zauberer ist tot. Er kann dir nichts mehr tun. Wenn du nicht wieder in dein Dorf zurück willst, kannst du bei mir bleiben.“

„Dort nicht gut für Natoba, lieber bei weißem Manne bleiben!“

„Du heißt Natoba?“

„Ja, guter Herr.“

„Nun, von heute ab nehme ich dich in meinen Dienst, Natoba. Wir werden sehen, was du machen kannst. Du kannst doch marschieren?“

„O Herr, Natoba sehr gut marschieren, schnell, sehr schnell, nie müde!“

Ich setzte den jungen Burschen auf den Boden und löste ihm seine Fesseln. Mit großer Mühe ging der Marsch weiter. Nach einer Stunde gelangten wir in eine Lichtung, die zum Aufschlagen des Nachlagers für die Expeditionsmittelglieder geeignet schien. Ich gab Befehl zum Anhalten.

Auf einmal schnell entzündeten Feuer wurde eine einfache, aber kräftige Mahlzeit gekocht. Dann trat ich in mein Zelt und legte mich zur Ruhe.

Mühsam erwachte ich. Ein dumpfes Angstgefühl überfiel mich. Am Boden raschelte es. Ein beäugendender Schmerz durchzuckte meine Glieder. Ich ließ einen unterdrückten Schmerzensschrei aus. Ich war von einer Kobra der gefährlichsten Art in den Fuß gebissen worden.

Als ich mein Feuerzeug anbrannte, bemerkte ich, daß mein Knöchel eine immer mehr dunkle Färbung annahm. Jemand sagte: „Die Wunde muß ausgefressen werden!“

„Natoba weiß gutes, sicheres Mittel“, rief der Junge hastig und trat zur Zeitlinie hinaus. „Natoba will Kobra fangen, dann sehr gut!“ Und er ergriff einen Säbel und verschwand im Dünkel auf der Suche nach der Schlange!

Mein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Minute. Die übrigen Teilnehmer der Expedition fanden ratlos um mich herum und warren ängstliche Blicke auf das angeschwollene Bein. Man hatte die Wunde ausgefressen, aber mochte es nun schon zu spät sein oder war das Gift schon zu tief in die Wunde eingedrungen, der Knöchel wurde blauer und blauer. Die ersten Anzeichen einer Blutvergiftung begannen sich zu zeigen. Weißende Schmerzen

durchzuckten meinen Körper. Das ist das Ende, dachte ich und machte mich daran, meine Papiere einem der Gehörten zu übergeben, als Natoba aufgeregt in das Zelt hereingestürzt kam.

„Natoba viel Glück!“ rief er aus. „Kobra tot, viel tot!“

„Was soll mir das nun helfen?“

„Doch, doch, Herr! Sehr gut für weißen Mann! Schlange Kopf abgeschnitten — Drüse herausgerissen. Wenn weißer Herr Gift einnimmt, dann sehr gut!“

Ich schauerte. Aber im gleichen Augenblicke erinnerte ich mich, einmal gelesen zu haben, daß die Reiser Zentralafrikas als Gegenmittel gegen Schlangengift deren eigenes Gift verschlucken. Diese Methode zeitigt in der Tat ähnliche Wirkung, wie die Serumimpfung in den zivilisierten Ländern.

„So ist die Giftdrüse?“ fragte ich, nach kurzem Zögern zu allem entschlossen.

„Hier“, rief Natoba und reichte mir die linke Hand, in der sich ein kleines blutbeflecktes Beutelchen befand. Mit Todesmut verschluckte ich diese gefährliche Medizin. Die Wirkung zeigte sich bald. Nach und nach verschwanden die heurückigenden Krankheitserscheinungen.

„Natoba, du hast mir das Leben gerettet! Das werde ich dir nie vergessen. Wenn ich in meine Heimat zurückkehre, werde ich dich mitnehmen.“

„Natoba geht nicht mit weißem Herrn! . . . Niemals!“ rief der kleine braune Kerl da mit lächelndem Lächeln aus. „Niemals . . .!“

„Warum nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Natoba von Schlange gebissen. . . Nicht gut! Natoba muß sterben . . .!“

Als ich diese Worte hörte, richtete ich mich entsetzt auf. „Warum hast du mir die Giftdrüse gegeben?“

„Guter weißer Herr hat Natoba vor Zauberer gerettet, darum ist Natoba von Schlange gebissen für weißen Herrn.“

„Hast du die Wunde ausgefressen?“

„Ja, Herr. . . Aber Natoba viel Schmerzen im linken Arm, muß bald sterben.“

Ich besah den Biß und fand, daß es tatsächlich bereits zu spät war.

Traurig blickten mich Natobas Augen an. Ein Ritzern lief über den jungen braunen Körper. Ein schmerzlicher Schrei entlockte seinem Munde, — und er sank leblos in mein Arme.

Ich war tief erschüttert. . . Natoba, mein Lebensretter, hatte seine tapfere Tat mit dem Tode bezahlt.